

Die Fabrik im Wohngebäude

Autor(en): **E.O. / Godart, Justin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen über Textilindustrie : schweizerische Fachschrift für die gesamte Textilindustrie**

Band (Jahr): **9 (1902)**

Heft 11

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-628531>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die zürcherische Seidenstoff-Fabrik im Jahre 1901.

(Fortsetzung.)

Fabrikationsverhältnisse. Die Löhne sind im Berichtsjahr im grossen und ganzen gleich geblieben, sind aber jetzt schon so hoch, dass sie uns immer mehr von den grossen Produktionsartikeln, ohne welche keine Fabrik auf die Dauer bestehen kann, wegdrängen und komplizierten Spezialitäten zuführen. Soweit die höhern Löhne in vermehrter Leistungsfähigkeit und Geschicklichkeit der Arbeiterschaft ihre Gegenleistung finden, werden wir uns gerne damit abfinden, aber gerade in dieser Beziehung sind wir auf einem Punkt angelangt, von dem aus eine wesentliche Steigerung nicht mehr möglich ist.

Es steht ausser Frage, dass in der Schweiz schon jetzt die vorhandene Arbeiterschaft kaum zahlreich genug ist, um die stets wachsenden Ansprüche der Industrie zu befriedigen; es hat dies einerseits zur Folge, dass Fabrikationszweige, die unter ungünstigen Verhältnissen arbeiten, zurückgehen und andererseits industrielle Neugründungen und Betriebserweiterungen mehr und mehr ins Ausland verlegt werden. Unsere Sorge muss sein, dass diese ausländischen Filialen nicht, wie dies für die Baumwollindustrie geschehen, zu Antipoden der einheimischen Fabrik werden, sondern noch Vorteil darin finden, ihren Hauptsitz in der Schweiz zu behalten.

Wer heute auf die Hausindustrie zu sprechen kommt, unterlässt es nie, gleichzeitig ihr baldiges Ende zu prophezeien; es ist, als habe man wirklich ein Interesse daran, den Untergang dieses Erwerbszweiges zu beschleunigen. Wir geben zu, dass die Hausindustrie Jahr für Jahr zurückgeht, unsere Produktionstatistik zeigt dies ja deutlich genug, aber wir fragen uns nur, wie es um unsere Landwirtschaft, insbesondere im Kanton Zürich bestellt sein wird? Die Hausindustrie ist der organisierten Arbeiterschaft allerdings seit langem ein Dorn im Auge; wir glauben aber, der Fabrikant habe deshalb noch keine Veranlassung, mehr als es notwendig ist, die Handweberei zu vernachlässigen.

Wir leben im Zeichen des Arbeiterschutzes und unsere Räte geben sich redlich Mühe, in dieser Beziehung an der Spitze zu marschieren; die Industrie mag dann zusehen, wie sie sich mit der neuen Ordnung der Dinge abfindet. Diesmal ist es der Ständerat, der uns zu Ende des Berichtsjahres ein neues sozialpolitisches Experiment vorschlägt; der Ständerat hat, entgegen den Anträgen seiner Kommission und des Bundesrates, mit grosser Mehrheit beschlossen, den Bundesrat einzuladen, eine Gesetzesvorlage in dem Sinne einzubringen, dass für die Arbeiterinnen die Arbeit an Samstag-Nachmittagen nur bis 4 Uhr dauern darf, wobei immerhin Reinigungsarbeiten nicht in der ordentlichen Arbeitszeit inbegriffen sein sollen. Noch hat der Nationalrat in der Sache nicht gesprochen und hoffen wir, es werde sich ein Ausweg finden lassen, der den Bedenken unserer Industrie Rechnung trägt. Die Zeit für derartige Neuerungen ist jedenfalls schlecht gewählt und wäre es wohl richtiger, zunächst einmal das Ergebnis der Handelsverträge abzuwarten.

In dem Masse, wie die heutigen Anforderungen an die Fabrik steigen, stellt diese auch die höchsten An-

sprüche an die Leistungsfähigkeit ihrer Hilfsindustrien und darf wohl gesagt werden, dass Färberei, Appretur und Stückfärberei diesen Ansprüchen vollauf genügen; wir zweifeln nicht daran, dass auch die Kettendruckerei, welche in letzter Zeit grosse Fortschritte gemacht hat, den andern Hilfsindustrien bald ebenbürtig zur Seite stehen wird.

Was insbesondere die Färberei anbetrifft, so wollen die Klagen über zu lange Lieferfristen nicht verstummen; hier haben wir eben mit einem saisonmässigen Zuströmen und Abfallen der Arbeit zu rechnen: während in gewissen Zeiten der Betrieb eingeschränkt werden muss, wird in andern fast das Unmögliche verlangt. Wir fragen uns, ob es in solchen Momenten nicht möglich wäre, durch immerwährenden Betrieb (Tag- und Nachtarbeit) dem Andrang zu genügen. Es handelt sich je-weilen nur um kurze Perioden und die andauernde Arbeit einiger weniger Färber würde Hunderte von Arbeitern der rückliegenden Industrien von erzwungenem Feiern abhalten. Thatsache ist, dass, wenn es sich um Bestellungen mit kurzer Lieferfrist handelt, wir infolge Versagens der Färberei, der französischen und rheinischen Fabrik gegenüber häufig den kürzern ziehen müssen.

Ueber die Zukunft der schweizerischen Seidenstoff-Fabrik Betrachtungen anzustellen, wollen wir unterlassen; der Ausfall der Handelsverträge wird in erster Linie über ihr ferneres Gedeihen entscheiden und bis zu diesem Zeitpunkt wird sich das Bild unserer Industrie kaum stark verändern; im übrigen sind wir überzeugt, dass unsere Behörden alles thun werden, um der Seidenstoffweberei den ehrenvollen Platz, den sie auf dem Weltmarkt errungen, auch weiterhin behaupten zu helfen.

(Schluss folgt.)

Die Fabrik im Wohngebäude.

„L'usine au logis“ lautet ein von Justin Godart verfasster Artikel, der in jüngster Zeit in einer Lyoner Tageszeitung erschienen ist und jedenfalls auch viele Leser der „Mitteilungen über Textilindustrie“ interessieren wird.

Infolge der Fortschritte in der Erzeugung von Betriebskraft in Verbindung mit der Leichtigkeit, womit dieselbe übertragen werden kann, ist bei verschiedenen Nationalökonomien und Industriellen die Hoffnung erweckt worden, die kleinen Weber-Ateliers erhalten zu können und sie zu neuem Gedeihen zu bringen, denn der Erhaltung derselben kommt in sozialer Hinsicht grosse Wichtigkeit zu, indem dadurch die Arbeitsthätigkeit in der Familie gefördert wird. Der Atelierechef ist nicht ein Angestellter, sondern ein Industrie-Unternehmer; er ist stolz auf diese Institution, trotzdem sie bei ungünstigem Geschäftsgang auch missliche Tage mit sich bringt. Er hat stets seinen Webstuhl unter Augen und verbessert ihn fortwährend, um ihn einfacher und leistungsfähiger zu gestalten. Er interessiert sich genau für sein Gewebe und trägt

das fertige Stück, sorgfältig eingewickelt, an den Ablieferungsort, während in der Fabrik alle fertigen Gewebe successive in die Ferggstube gelangen.

Deshalb trachtet man in Lyon mehr als anderswo „l'usine au logis“ praktisch zu organisieren und im kleinen Atelier die Handwebstühle in mechanische Webstühle umzuändern. Wie auch in diesem Blatt schon öfters erwähnt wurde, sind hierin bereits verschiedene Anfänge gemacht worden und hat kürzlich der Industrie- und Arbeitsminister von Belgien zwei Delegierte, die Herren Ernst Dubois, Professor an der Universität von Gent, und Armand Julin, Chef der Handelsabteilung, abgeordnet, um sich an Hand von deren Gutachten zu vergewissern, ob durch die Einführung des elektrischen Betriebes in den Webateliers die Konzentration der Industrie in Fabriken vermieden oder aufgehoben und dagegen der Bestand dieser Webateliers gesichert werden könne.

Das Resultat dieser Untersuchung gipfelt in einer ebenso sorgfältig abgefassten wie übersichtlichen Arbeit und gelangen die Herren Dubois und Julin zu der folgenden Ansicht: „Der elektrische Motor wird nicht den magnetischen Impuls abgeben können, um einer bald verschwundenen Einrichtung wieder aufzuhelfen. Die gemachten Anstrengungen zum Zwecke der Erhaltung der familiären Arbeitsbethätigungen sind zu spät.“

Die verschwundene Einrichtung ist also die Weberei in den kleinen Ateliers, welche im Jahre 1856 noch 35,000 Handwebstühle in der Stadt Lyon zählte; im Jahr 1900 waren nur mehr 8637, von denen kaum die Hälfte vollständig beschäftigt wurde. Diese beiden Zahlen sind bezeichnend genug. Croix-Rousse, derjenige Stadtteil von Lyon, in welchem die prachtvollen und reichen Seidenstoffe hergestellt wurden, welche den künstlerischen Ruf der Lyoner Seidenindustrie begründeten und erhielten, ist entvölkert. Die Webstühle sind dort verschwunden und auf dem Lande in mechanischen Webereien durch mechanische Webstühle ersetzt worden. Das fröhliche Geräusch der Webarbeit ist in den Strassen nicht mehr hörbar, indem die Webstühle, welche einst hinter den hohen Fenstern, in vollem Lichte ihr „tic-tac“ hören liessen, gleichsam wie die Vögel die Landschaft aufgesucht haben.

Wie ist es möglich, sie wieder zurückzurufen oder wenigstens diejenigen, welche der alten Vorstadt noch treu geblieben, festzuhalten? Das ist eine Frage, welche die Lyoner schon längst lebhaft beschäftigt hat.

Schon im Jahre 1842 hatte Bunel in seiner „Geschichte der Croix-Rousse“, nachdem er auf die Wich-

tigkeit der mechanischen Transformation aufmerksam gemacht hatte, einen Plan angegeben, wie die Installation der motorischen Kraft in die Häuser, welche damals noch von unten bis oben mit Webstuben angefüllt waren, an Hand zu nehmen sei. Man hatte nicht auf ihn gehört; obwohl sich schon seit 1831 bis 1854 die Seidenweberei auf dem Lande auszubreiten anfieng, fand man darin keine Gefahr und spottete darüber, als er erklärte, der mechanische Betrieb sei eine Frage des Bestehens oder Nichtbestehens der Lyoner Weberstuben.

Erst später, im Jahre 1881, als die Dislokation der Weberei immer mehr zunahm, gab man ihm Recht. Die Anzahl der Stühle in Lyon war nämlich bedeutend heruntergegangen, man zählte nur noch 20,000. Es wurde eine Kredit-Gesellschaft der Weberstuben (petits ateliers) konstituiert und mit Hilfe der Handelskammer schuf man ein Versuchs-Atelier, aus dem dann die Lyoner Webschule in der Croix-Rousse entstanden ist.

Die betreffende Gesellschaft offerierte dann den Webern (canuts) die Mittel, mechanische Webstühle durch einen Gasmotor betrieben, zu installieren. Der Nichterfolg dieser Bestrebungen war den zu grossen Kosten der bezüglichen Installation zuzuschreiben; dieselben kamen für vier Stühle auf 8—10,000 Fr. zu stehen; ausserdem musste für den Gasverbrauch eine Auslage von Fr. 1 per Tag und per Stuhl gerechnet werden. Dies der Grund, warum nur acht Webstuben (ateliers) den Kredit der Gesellschaft in Anspruch nahmen, weshalb die letztere im Jahre 1886 aufgelöst wurde.

Die Webstühle nahmen in Lyon somit stetig ab, so dass daselbst im Jahre 1895 nur mehr ca. 12,000 Stühle in Thätigkeit waren. Alsdann wurde durch erfolgreiche Initiative eines praktischen und weitsichtigen Mannes, Monsieur Léon Ribout, die Gesellschaft für die Hebung der Weberei in Lyon geschaffen, welche sich zum Ziele setzte, den Webern in ihren Weberstuben mechanische Webstühle einzurichten, welche mittelst elektrischer Kraft angetrieben wurden.

Am 30. September 1901 hatte diese Gesellschaft bereits 500 mechanische Stühle eingerichtet, von denen 300 von gewöhnlichen Webern (canuts) und 200 von Bandwebern bethätigt werden. Ein mechanischer Webstuhl, zum Betriebe bereit, kommt auf 1280 Fr. zu stehen; er muss vom Weber bezahlt werden, indem er je den zehnten Teil seines „Façons-Lohnes“ als Abzahlung zu entrichten hat. Die motorische Kraft wird von der Gesellschaft „de Jonage“ geliefert und zwar zu 75 Fr. per Jahr und per Stuhl, 250 Stunden

per Monat gerechnet, Ueberzeit wird zu 2½ Centimes per Stuhl und per Stunde berechnet. Die Kraft kommt auf diese Weise per Tag und per Stuhl auf 30 Cts. zu stehen.

Solchermassen ist man zu einer wichtigen Organisation und befriedigenden Resultaten gelangt. Werden solche genügen, um die Hoffnung hegen zu dürfen, die Weberstuben für die Zukunft erhalten zu können, oder sind die Anstrengungen, wie die belgischen Untersuchungs-Delegierten beurteilten, zu spät gemacht worden?

Wir sind gerne grosse Optimisten, wir anerkennen die Richtigkeit der gegebenen Thatsachen des Auszuges (exposé) der Herren Dubois und Julin, aber wir hoffen auch, dass mit der Intelligenz und dem praktischen Sinn der Lyoner Weber zu rechnen ist, welche mit der neuen Einrichtung noch nicht heimisch sind, dieselbe noch nicht so zu Nutzen zu ziehen verstehen, als es damit möglich sein kann. Die Umänderungen seit 1895 haben eine Uebergangsperiode geschaffen, der Aufschwung der Weberei auf dem Lande hatte einen gewissen Drang zur Auswanderung veranlasst, es war notwendig, demselben entgegenzuwirken, eine Bewegung in umgekehrtem Sinne zu schaffen.

Eine solche bestünde darin, in Croix-Rousse eine Produktions-Zentralstelle zu bilden, die genügen würde, die Jungmannschaft, welche vom Weberstande nichts mehr wissen wollte, wieder zur Lehre zu veranlassen. Um dies zu ermöglichen, ist es nötig, dass der Webstuben-Chef (chef d'atelier) wieder wie früher zum Monopol sorgfältiger Fabrikation hübscher, reichhaltiger Artikel gelange. Dieses Monopol zu erreichen, soll sein erstes und schleunigstes Bestreben sein. Der Weber soll, anstatt sich mit laufenden Artikeln zu begnügen, welche ihn zwar mehr oder weniger davor bewahren, „feiern zu müssen“, dafür sorgen, dass sein Webstuhl das köstliche Werkzeug werde, wie sein Handwebstuhl — sehr gut gesagt, aber nicht so bald gemacht —, der nur seiner Hand folgte und mit dem er Stoffe gewoben, bei welchen man nicht wusste, ob man mehr die Geduld, die Intelligenz oder den Geschmack bewundern sollte, welche zu ihrer Ausführung nötig waren.

Das Werkzeug taugt nur durch den Arbeiter, und deshalb hoffen wir auf die Zukunft der Weberstuben (petits ateliers), welche mit dem mechanischen Webstuhle den Vorrang zu bewahren wissen werden, welchen sie mit dem Handwebstuhle hatten.

signé: Justin Godart. E. O.

Modeneuheiten.

(Von einem Vereinsmitglied in Frankreich.)

Mit dem Eintritt der warmen Jahreszeit haben nun auch wieder die „Neuheiten“ in der Mode ihr bezauberndes Werk zu entfalten begonnen. Noch nie hat die Fantasie mehr aufgewendet, als wie diesmal, um der eleganten Damenwelt und ihren vielseitigen Anforderungen gerecht zu werden. Allgemein scheint es, als ob die Mode sich auch fernerhin in den Grenzen der gegenwärtigen, modernen Richtung bewegen wolle, doch welche Reichhaltigkeit bietet sich nicht in den tausend Details dar, die zuweilen einen so grossen Einfluss selbst auf den Charakter des adoptierten Stiles ausüben.

Man mag wohl sagen, dass alles schon einmal behandelt oder geschaffen worden sei, doch immer wieder sind es die Schöpfer der Mode, die dank ihrer Erfindungsgabe uns stets wieder „Neues“ bringen. So ist es ihnen auch z. B. gelungen, für den „Schneider“ das ideale „cachet“ des Parisertums zu entdecken und so eine Toilette zu schaffen, die sich momentan grosser Gunst erfreut.

Der Reichtum der Gewebe oder die Kostbarkeit der Garnituren spielen hier sozusagen keine Rolle; einfache, glatte Stoffe sind es, die, geschickt verarbeitet, den Reiz dieser Toiletten bilden. Diese haben, von weitem betrachtet, den Anschein äusserster Einfachheit, von nahem gesehen, bilden sie mit ihren Falten, Fältchen, Puffen u. s. w. ein harmonisches Ganzes von der Kopfbedeckung bis zur Fussbekleidung. So wird man Schuhe und Strümpfe in einer und derselben Farbe, wie weiss, silbergrau, reifarben u. s. w. tragen.

Äusserst „chic“ wird sein, das ganze Kostüm in einer einzigen Farbe zu haben, von den Blumen und den Federn des Hutes an bis hinunter zur Fusspitze. — Selbst die Mäntel, Dolmans und Jaquettes werden sich nach der Farbe des übrigen richten. Von diesen letzteren Kleidungsstücken ist übrigens nur noch der Name geblieben, indem sie heute derart verändert sind, dass diese Benennungen eigentlich nur noch eine Erinnerung an etwas Dagewesenes bilden.

Dann ist hier z. B. ein Paletot von rose-mauve Tuch, wovon die Taille in kleine Fältchen plissiert ist, die unten durch Stepstich zusammengehalten sind. Ein breiter Revers-Shawl ist mit éru Seiden-Mousseline überzogen, letztere wiederum mit weissen Spitzen bestickt. Ein éru Plissé umgiebt das ganze Revers, zwei lange Flügel von der gleichen, plissierten Mousseline verzieren als Echarpe das Vorderteil.

Eine Jaquette aus schwarzem Taffet mit Kragen, Revers, Taschen und Garnituren aus schwarzem Satin, mit éru Broderie-Applikation, letztere wiederum verziert mit Goldstickerei.

Wie es mit allem geschieht, was zugleich praktisch und elegant ist, so ist auch der schwarze Taffet Allgemeingut geworden und findet in jeder Hinsicht in der Damentoitte starke Verwendung. Er hat den schwarzen Atlas vollständig aus der Mode verdrängt, von dem man nicht mehr sprechen darf, wenn es sich um neue Toiletten handelt, aber, um in diesem Falle das Gewöhnliche zu vermeiden, kommen als Garnituren kleine Falten, Sammet und Spitzen zur Verwendung. Ein sehr schönes, moder-